

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 2. September 1915

## Kriegsbild aus Deutschland

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 21. Juni 1915.  
Von der „großen nationalen Not“ seines Landes sprach Premier Asquith am 16. Juni im britischen Unterhause. Er wiederholte ungefähr, was Lloyd George, damals Finanzminister, schon am 7. Mai dem Hause gesagt hatte. „England kann nicht gleichzeitig die See beherrschen, seine Verbündeten finanzieren und eine Kontinentmächte gleiche Landarmee schaffen.“ Derselbe Vizepräsident der „Economist“, das angesehenste Finanzblatt Londons, es sagt: „Entweder müsse man die Leute im Lande behalten, um die Ausfuhr zu haben, oder sie ins Feld schicken. Dann aber könne man durch Ausfuhr des Geld nicht beschaffen, um die Verbündeten zu unterstützen. Also entweder könne England Männer ins Feld schicken, oder Geld — aber nicht beides zugleich. Die Sache steht demnach so: Bekommen Englands Verbündete kein Geld mehr, so können sie keine Soldaten liefern. Liefert England aber mehr Soldaten, so kann es kein Geld mehr liefern. Was auf das hinausläuft.  
Englands Ausfuhr ist im Kriegsjahre um 150 Mill. Pfd. „St. zurückgegangen. Seine Einfuhr aber um 120 Mill. Pfd. Sterling gestiegen. Die Kriegskosten stiegen von 1 1/2 Millionen Pfund per Tag auf 2, 600,000 (jetzt), aber bald werden die 3 Millionen Pfund übersteigen, sagte Herr Asquith. Die große nationale Not, von welcher er sprach, ist also im Geldsack. Erste Folge: Italien wird die versprochenen 3 1/2 Milliarden Lire von England nicht erhalten. Die Sicherheitsbedingungen der Briten waren so streng, daß Italien sie nicht annehmen konnte. — Daß Russlands Säckel völlig geleert ist, weiß jedermann. Daß sich das reiche Frankreich nur durch eine ungeheure Papiergeldausgabe hinhilft, erfährt man aus den Ausweisen des Finanzministers Ribot. Italien will sich über die nächsten 6 Wochen mit einer internen Anleihe von 1 Milliarde Lire behelfen, d. h. wenn diese Anleihe überhaupt bezahlt wird. Die Gelder, für welche England sich im Ausland für seine Verbündeten verbürgt hat, fordern über das Doppelte der Summen, welche man dafür angelegt hatte. Darnach ist anzunehmen, daß die große nationale Not des Herrn Asquith sich noch erheblich steigern wird. Wo bleiben dann die „übernützligen“, mit welchen die Engländer doch die letzte Entscheidungsschlacht gewinnen wollten?

Churchill ist zwar abgelehnt, aber er darf noch weiter schwärzen. Er hält Reden, wonach die Dardanellen in ein paar Monaten tobischer bezogen sein werden. Außerdem meint er, daß die britische Flotte jetzt stärker sei, als vor dem Kriege. Darnach wird eine Flotte immer stärker, je mehr ihrer Schiffe versenkt werden. — Wie steht es denn mit der eingetafelten britischen Flotte?

England hat bisher zehn seiner Linienfahrer verloren, darunter den „Audacious“ (27,000 Tonnen), den „Superb“ mit 19,000, ferner fünf Schiffe von über 15,000 Tonnen (sog. Pre-Dreadnoughts) und drei zu 13,000. — Deutschland hat noch kein einziges seiner Linienfahrer eingebüßt.

England verlor bis Mitte Juni sieben große Panzerkreuzer, darunter „Tiger“, 29,000 T., (dessen Schwester „Queen Elizabeth“ (30,000 T.) schwer verwundet. Deutschland verlor vier große Kreuzer, „Blücher“, „Scharnhorst“, „Gneisenau“ (je 15,000 Tonnen) im Gefecht, und „York“ infolge Unglücksfalls. Dagegen hat Deutschland noch keinen einzigen seiner neueren und stärksten Schlachtkreuzer verloren (Schiffe von über 22,000 Tonnen).

Im kleinen ungeschützten Kreuzern verlor England 9, Deutschland ebenso viele. England hat 20, also mehr Torpedoboote verloren als Deutschland, ebenfalls 11 Unterseeboote, also auch von dieser Waffe mehr als Deutschland. Die englischen Unterseeboote haben so gut wie nichts geleistet, die deutschen haben die ganze Welt mit ihren Rufmaschinen zu Bewunderung hingerissen.

Frankreich hat 3 Minenschiffe, darunter „Courbet“ von 23,470 T., verloren und den großen Kreuzer „Gambetta“. Dazu Torpedo- und U-Boote. Geleitet hat die französische Flotte absolut nichts, sie hat dem Feinde nicht den geringsten Schaden zugefügt. Dasselbe läßt

sich von Rußland sagen, welches bisher zwei große und zwei kleine Kreuzer verloren hat.

Daß England fieberhaft neue Schiffe hergestellt hat während des Krieges, ist sicher anzunehmen. Aber ein Kriegsjahr kann den Verlust von 10 Minenschiffen und 7 großen Kreuzern nicht ersetzen. Was Deutschland während des Jahres gebaut hat (abgesehen von sehr vielen und sehr großen U-Booten) kann man nicht sagen. Aber es wurde hier in ähnlichem Tempo gebaut, wie beim Feinde. Immerhin darf erwähnt werden, daß die beiden großen Schlachtkreuzer „Derfflinger“ und „Lützow“ neu eingestell worden sind.

Die deutsche Flotte steht heute verhältnismäßig weit stärker da, als vor dem Kriege. Daß sie untätig in den Häfen liegt, ist nicht wahr. Unsere Flotte scheut den Feind nicht. Sie ist oft draußen in der Nordsee — aber sie hat seit dem 24. Januar keinen Feind geschickt. Unsere Flotte brennt darauf, sich in einer entscheidenden Seeschlacht mit den Briten zu messen. Sie weiß jetzt, was sie leisten kann, und fürchtet den mächtigen Gegner nicht. Sie ist an Zahl noch immer stark unterlegen. Aber sie sieht sich besser als der Feind.

Die Geschosse der Deutschen sind wirkungsvoller, vernichtender. Der Kruppische Panzer gewährt mehr Schutz, als der britische. Und der Kruppigeist, welcher in der deutschen Flotte bei den Offizieren wie bei der Mannschaft herrscht, ist ein ganz anderer, als bei dem langgedienten, vielfach aus älteren Zeiten bestehenden Personal der britischen Flotte, welches bis zum Auftreten der Deutschen den Dienst in der Kriegsflotte als einen relativ ungefährlichen betrachtete, weil doch keine Macht der Welt es jemals wagen würde, mit den „Herren der See“ überhaupt anzubündeln. Zum ersten Male in der Geschichte hat England Gelegenheit, sich mit einem ernst zu nehmenden Feinde zu messen. Aber es kneift, bald aber immer weiter Kampfschiffe für den Eisbrand. Aber einst wird kommen der Tag, wenn dieses jammervolle Zurückhalten einer fast doppelt überlegenen Flotte nicht mehr angeht. Es wird doch noch einmal zu einer Auseinandersetzung kommen, sei es in diesem, sei es im nächsten Kriege. Nach einer in Deutschland weit verbreiteten Meinung ist es sehr wohl möglich, daß Deutschland mit England in diesem Kriege nicht fertig wird. Aber ein dauernder Friede zwischen zwei derartig kampfergeisterten Nachbarn ist kaum zu erwarten.

Die „Geisterschlacht“ vor Bergen in Norwegen nennt man den nächsten großen Kampf zweier britischer Geschwader, welcher am 9. April stattgefunden haben soll. Die Nachricht ist niemals von den Engländern direkt dementiert worden. Hier ist man der Ansicht, daß jenes geheimnisvolle Seetreffen stattgefunden hat mit dem Verluste von mindestens zwei, wahrscheinlich sogar von drei großen englischen Schlachtschiffen geendet hat. Der Zeitpunkt des nächsten Kampfes stimmt genau mit der Meldung norwegischer Schiffe, welche den Kanonendonner deutlich hörten und die Schiffe in der Morgenfrühe abfahren sahen, auch zahlreichen Trümmern begegneten, und mit der gemauerten brieflichen Meldung, welche man bei einem an der Dardanellen gefallenen britischen Offizier fand. Ferner sind über den Kampf in englischen Zeitungen bestätigende Notizen erschienen. Auch sind an verschiedenen Stellen der norwegischen Küste Trümmerschiffe angeschwemmt worden. Seit dem 9. April ist auch von neutralen Schiffen kein britisches Geschwader wieder in der Nordsee gesichtet worden!

Weshalb stürmen die Deutschen nicht Opern, wovon sie doch nur drei Kilometer entfernt sind? Weil es ganz einerlei ist, ob wir diesen Trümmern haufen jetzt, oder in einigen Wochen nehmen. Der Kaiser will seine Truppen möglichst schonen. Was davon eingesetzt werden muß, findet zur Zeit weit besser in Galizien Verwendung. Deutschland braucht keine Erfolge, um den Geist seiner Truppen zu beleben, und die militärischen Erfolge, welche man aus politischen Gründen nötig hat (insbes. auf den Balkan), sind weit wirkungsvoller, wenn sie gegen die Russen erlangt werden. Das viele Blut, welches ein Sturm auf Opern kosten würde, wäre unnütz verprägt. In Rußland wird auch Opernschicksal besiegelt.

Die Daily Mail, weltberühmt gewordenes Lügenblatt, behandelte am

14. Juni ebenfalls die „große nationale Not“ Englands. Sie sagte: „Gegenwärtig stehen wir in jeder Beziehung hinter Deutschland zurück: während für die Verbündeten ungeheure Schwierigkeiten bestehen, sogar mit Einrechnung der Hilfe der amerikanischen Industrie, ihren Verbrauch von Munition und Waffen zu bestreiten, kann Deutschland seine Truppen mit Millionen von Gewehren, mit Tausenden von Maschinengewehren, mit Hunderten von Riesengeschützen, mit Tausenden von Tonnen Stahlplatten, mit zahllosen Kraftfahrzeugen und mit unbeschränktem Material von Munition versorgen. Daneben kann es auch seinen Verbündeten, der Türkei und Oesterreich, das Kriegsmaterial, das beide benötigen, liefern. In wissenschaftlicher Beziehung sind alle Überlegungen von Deutschland gekommen, die neuen Waffen sind alle deutsch.“

Das ist alles richtig, aber es schilbert nur einen Teil von Deutschlands Überlegenheit. Derselbe Kraft, welche Deutschlands beispiellosen industriellen Aufschwung durchsetzte, und welche den deutschen Arbeiter innerhalb zwanzig Jahren zwang, das Doppelte seiner früheren Erträge herzugeben — dieselbe Kraft gewinnt auch diesen Krieg: es ist die Geisteskraft nicht nur einer dünnen Oberschicht, sondern des ganzen deutschen Volkes. Sie schafft auch bei den untersten Schichten die Erkenntnis, daß es sich um Leben oder Tod des Vaterlandes handelt, sie belebt nicht nur unsere Führer, sondern jeden Mann im Heere.

Der Krieg dauert nun bald ein Jahr. Von welchen Führern spricht man im Auslande mit Bewunderung? Nur von deutschen und, namentlich in letzterer Zeit, von österreichischen. Die Namen Hindenburg, Radenhausen, Falkenhausen, Tirpitz, Alud, Albrecht von Württemberg, Rupprecht von Bayern — die Namen Conrad von Hörsing, Danil, um nur einige zu nennen, steigen durch die ganze Welt. Laten stehen hinter diesen Namen, unsterbliche Ruhmeslilien, Früchte geistiger Arbeit, meistens errungen gegen gewaltige feindliche Übermacht. Was ist das für eine ungeheure Tat dieses planmäßigen Hinauswerfens der Russen aus Galizien, dieses Zertrümmern und Zerstreuen des gewaltigen Heeres, welches jemals auf einem bestimmten Kriegsschauplatz aufgetreten ist. Und welche andere Heldentat vollbringen unsere Brüder jetzt in Nordfrankreich und Flandern. Ihre Erfolge sind nicht so augenfällig, aber sie sind nicht minder groß. Gegen die todesmutigen Angriffe der dort sechs- bis überlegenen Franzosen halten unsere Westfalen und Sachsen am Vorettüchlein nun schon seit sechs Wochen die deutsche Hauptstellung unerschütterlich fest. Welche Erfolge hat der Feind dagegen aufzuweisen, welche Namen hat er in diesem fürchterlichen Kriege geschaffen? Den Briten fremd etwa? Man spricht ersthaft davon, ihn durch den Entfremder der afrikanischen Konzentrationslager, Herrn Richener, zu erledigen. Nicht eine einzige Führertat bei den Engländern bisher, weder zu Lande noch zur See. Bei den Russen ist es womöglich noch schlimmer. Der Krieg scheint für sie jammervoller zu enden, wie der Feldzug gegen die Japs. — Bei den Franzosen? Dort könnte man zunächst tüchtige Militärs vermuten. Auch ist dem General Joffre hervorragende Begabung durchaus nicht abzuprechen. Aber erreicht hat er eigentlich noch nichts. Man sollte annehmen, daß sich während dieses langen Feldzuges noch andere französische Heerführer einen Namen hätten schaffen können. Aber selbst der vielgerühmte General Pau wird nicht genannt. Er wird nicht einmal gebührend beschäftigt. Das mag zum großen Teil daran liegen, daß die französische Führung nicht genug freie Hand hat, daß sie auf Poincaré, Delcassé und eine Horde anderer Scharlatane, sowie auf die einflussreiche Pariser Presse Rücksichten zu nehmen hat. Vielleicht wird man nach dem Kriege erkennen, daß der größte Verfolger in diesem Weltkampfe das demokratische Prinzip gewesen ist, wie es sich bei den sogenannten freien Völkern Englands, Frankreichs und Italiens herausgebildet hat. In Wirklichkeit sind diese angeblich so freien Länder unfreier, als das verhasste, verpreußete, vom Teufel des Militarismus gerittene Deutschland. Weder in England, noch in Frankreich, geschweige denn in Italien, herrscht das Volk wirklich. Die wahren Herrscher dort sind mit einem spinnwebigen Freiheitsmäntelchen umhängte Oligarchen, die Kabinette. Hat man in einem jener

Länder das Volk gefragt, ob es diesen Krieg wolle, den ein Duzend Machthaber in England, Frankreich, Belgien und Rußland seit Jahren vorbereitet hatten? Keineswegs. Herr Grey durfte das älteste aller Parlamente, welches namentlich auch bei den Deutschen lange Zeit als der sicherste Hort der bürgerlichen Freiheit galt, jahrelang über den Umfang seiner Abmachungen belügen und schließlich die Kriegsschiffe so stellen, daß die britische Volksvertretung hineingehängt wurde. In Frankreich war es ähnlich, und in Italien machte ein bestochener Mob unter Führung des Kabinetts den Krieg. — Diese Schein-Demokratien zetteln Kriege an, besorgen aber nicht die Kraft, sie durchzuführen.

Gott sei Dank, daß Deutschland von einer derartigen der Pfadze beherrschten Freiheit verschont geblieben ist.

Ein englischer Schriftsteller, George Russell, unter seinem Pseudonym „M. E.“ weit bekannt, hat kürzlich in der „Times“ Betrachtungen über das Deutschland von heute veröffentlicht unter der Überschrift „Der geistige Konflikt“. Er hat die Beobachtung gemacht, daß das einige Deutschland, nach allen Seiten kämpfend, eine Arbeitsleistung ohnegleichen vollbringt. Er kommt zu dem Schluß, daß die uniforme Vollkommenheit dieser Leistung, die in sich nur ein Symptom ist, bedingt wird durch eine treibende Idee, eine Weltanschauung, ein Evangelium. Deshalb erscheint ihm der Konflikt zwischen Deutschland und der Welt ein geistiger Konflikt, und die kämpfende Idee nennt er den „organisierten Staat“.

„In Deutschland“, sagt „M. E.“, „ist die Erscheinung des organisierten Staates so offenbar, und jeder Faktor, jede Kraft und Einheit ihr so koordiniert, daß der Staat Tausende in Bewegung setzen kann und doch die schnellflüchtige Freiheit des Athleten beibehält. Hier begegnet man der Idee, daß der Staat für das Volk existiert, mit der Idee, daß das Individuum für den Staat existiert.“

Weiter führt „M. E.“ aus: „Die Idee, die die härteste ist, muß den Intellekt und Geist der Menschheit an sich ziehen und sie beherrschen, entweder durch die Liebe oder den Haß, den sie ihr entgegenbringen. Die deutsche Idee hat Kraft genug, um die halbe Welt gegen sich zu vereinigen. Aber sinkt sie nicht schon mehr und mehr in den Geist derer ein, die England regieren? Der Staat dieser Insel hat, ehe noch ein Jahr des Krieges verfloßen ist, schon über Milliarden industrieller Betriebe die Kontrolle ergriffen. Das Kielwasser großer Kriege ist soziale Störung, deshalb wird der Staat auch nach diesem Kriege seine autoritäre Macht nicht leicht lockern können. Tausend Gründe werden sich finden, die es wünschenswert machen, daß diese Herrschaft über nationale Organisationen erhalten bleibt. Der Staat wird das Leben der Einzelnen mehr beherrschen, als je zuvor. Denn in einem Vierteljahrhundert wird es keinen Menschen geben, der so obskur oder so vereinzelt in seiner Arbeit ist, daß er nicht in der Entwicklung des organisierten Staates den mächtigsten Faktor seines Lebens erkennen muß. Wenn nationale Ideale in ihrer Entstehung geistig sind, so muß ihr Endzweck auch geistig sein: vielleicht, den Menschen noch freier zu machen unter dem Bewußtsein seiner Gebundenheit an die Menschheit. Die Disziplin, die der organisierte Staat seinen Untertanen auferlegt, verbindet sie stets in Gedanken mit einem Etwas, das größer ist als sie selbst, und deshalb veredelt sie den Menschen.“

— Grob. Sie (nach dem Zank): „Nun willst Du wohl Deinen Ring zurückhaben?“

Er: „Ach nein, eine andere könnte ihn ja doch bloß auf dem Daumen tragen.“

— Erziehung. Mutter: „Karl muß doch immer am Essen mädeln.“ Vater: „Laß ihn, er soll doch einmal Zeitungstrichter werden.“

— Mangelnde Unterhaltungsgabe. Dome (im Kaffeetrinken): „Eine fade Gans ist das, die junge Frau Doktor! Ueber die gibt's doch gar nie was zu reden!“

— Reize Erlebnisse. Ella (zu ihrer Freundin): „Nun, hattest ihr nette Erlebnisse auf eurer Hochzeitsreise?“

„D — massenhaft! Denke dir: einmal wurde der Wagen, in dem wir allein saßen, abgehängt, und wir merkten es erst am andern Tage!“

— Das Talent

Von Max Stempel

Schon als fünfjähriges Bürschchen war Klaus Kuntel das Wunderkind der Familie, denn er zeichnete alles, was ihm vor die Nase kam, so verblüffend echt nach, daß Eltern und Verwandte die Augen weit aufrißen und sich um den Besitz seiner Stizgenblätter bisweilen direkt balgten: wenigstens steht die Tatsache fest, daß zwei Onkel von ihm wegen einer Tierstudie, die er im Zuge nach einem Drahtgaul vor dem Hause entworfen hatte, sich Löcher in den Kopf schlugen und heute noch heiß um diese Kostbarkeiten kämpfen würden, wenn nicht ein dritter Onkel das Streitobjekt während der Keilerei angetakelt und damit die Flucht ergriffen hätte. Klaus Kuntels Eltern und Verwandte waren eben einfache, ganz ungebildete Leute, die es vorzogen, ihre Meinungsunterschiede mit der Faust, statt mit der Zunge auszulechten.

Aber ihre proletarischen Instinkte, die in Klaus ein Zeichengenie ersten Ranges witterten, mußten wohl richtig gewesen sein: denn als der Kleine zur Schule kam, war auch bei den Lehrern des Staunens über sein eigenwilliges Talent kein Ende; und so darf es nicht Wunder nehmen, daß nach Abschließung der Gemeindegasse, als aus dem kleinen Klaus ein grob- von fast zwei Metern Höhe geworden war, ihm ein Gönner erstand, der ihn auf seine Kosten zur Akademie schickte und zum Kunstmalers ausbilden ließ. Und da dieser Gönner zugleich eine leidenschaftliche Liebe zur Natur hatte, so hielt er es für selbstverständlich, daß Klaus „Vandachter“ wurde, welchem Wunsch der gutmütige Jüngling, dem es immer ganz egal schien, was er gerade malte, bereitwillig entsprach. Er füllte duntbar die Wände seines Nägels mit Baumstamm, Getreideähren, weidenem Vieh, Sonnen- und -untergängen und ließ im übrigen, als ein flottes Springinsfeld, dem es dank der mageren, schmalen Brust nie an dem nötigen Bargebel mangelte, den lieben Gott einen guten Mann sein.

Als er die Akademie erfolgreich hinter sich und ein eigenes Atelier eröffnet hatte, starb unglücklicherweise sein Schutzpatron so rasch, daß er nicht einmal mehr Zeit fand, seinem Liebbling testamentarisch, wie das seine eheliche Absicht gewesen war, ein Legat zu hinterlassen. Und da ein Unglück selten allein kommt, so hatte kurz vorher der leichtsinnige Malersmann ein Mädchen als Ehefrau heimgeführt, das ihm außer seiner Schönheit und einem stark ausgeprägten praktischen Geschäftssinn keinerlei Nützlichkeit zubrachte. Nun hieß es also, sich durch eigene Kraft weiter fortzuhelfen!

Daß dies nicht so leicht war, wie ein Künstler gewöhnlich annimmt, stellte sich nur zu bald heraus, und schon nach etlichen Monaten zog darüber als dritte, höchst unwillkommene Person Frau Sorge in den jungen Haushalt ein. Klaus malte und malte, aber das Angebot von Gemälden erwies sich erheblich härter, als die Nachfrage danach, und so mußte er meist für einen Spottpreis seinen Baumstamm, seine Getreideähren, sein weidenes Vieh, seine Sonnen- und -untergänge an Kunsthändler fünfter und sechster Klasse verschachern. Er war nämlich leider auf seinem Gebiete noch keine Berühmtheit geworden, weil ihm nach dem Urteil der Kenner, die ihm eine hübsche Auffassungsgabe keineswegs abspachen, die sogenannte eigene Note durchaus fehlte. Das Wunderkind hatte sich eben nicht zum Wundermann entwickelt, sondern bloß zu einem Durchschnittsmaler, der schlecht und recht sein Penum herunterpinselte, dem sich aber bei allem Fleiß die Tore der Kunstausstellungen hartnäckig verschlossen.

Zu diesem Jammer kam nun plötzlich noch der Weltkrieg, der auch auf dem Kunstmarkt verheerend wirkte und im Nu die Einkünfte von Klaus bis zum Nullpunkt herabdrückte. Um liebsten wäre er mit zur Front gegangen; aber ein Herzfehler machte ihn dauernd dienstuntauglich. Umsonst lief sein braves Fräulein in Privatkreisen mit seinen Bildern herum; während es ihr früher gelungen war, für entsprechende Gegenleistung an Brot, Fleisch und Kleintierwaren das Heim von Vätern, Schlächtern und Krämer mit den landschaftlichen Schönheiten des Gatten malefisch zu schmücken, wollten jetzt selbst diese oft so leicht zu überwindenden Bananen von Kunst nichts mehr wissen und sperren dem trotz aller Schicksalsschläge noch immer gärtlich verliebten Pärchen jeden Kredit. Was

nun? Die Lage schien um so verzweifelter, als die junge Ehefrau sich Mutter fühlte und mit Schreden ihrer baldigen Niederkunft entgegen sah.

In diesem Dilemma faßte der künftige Vater einen heroischen Entschluß: er ließ die Kunst Kunst sein und meldete sich als Hilfsarbeiter im Berliner Hauptpostamt, wo er zu seiner Freude auch sofort mit einem Gehalt angestellt wurde, das ihm in seinen derzeitigen Umständen nahezu fürstlich vorkam, in Wahrheit aber knapp ausreichende, um eine bescheidenen zugeschnittenen Wirtschaft anfänglich über Wasser zu halten.

Mit jener Anpassungsfähigkeit, die optimistisch veranlagte Künstler zu zeigen pflegen, lebte sich Klaus in die tägliche Aufgabe des Brieffortierens und Paketverpackens rasch ein. Auch seine Umgebung, die in der Hauptsache aus Subalternbeamten bestand, interessierte ihn bald maulerisch sehr: er entdeckte gerade unter diesen schlichten Leuten eine Fülle von Charakterköpfen, die ihn unwiderstehlich reizte, zum Zeichenstift zu greifen; und so ertrug er ein eines Tages ein blondbärtiger Postkammerdiener, wie er mit seinen Strichen sein Konterfei ins Stizzenbuch warf.

Mit jener Anpassungsfähigkeit, die optimistisch veranlagte Künstler zu zeigen pflegen, lebte sich Klaus in die tägliche Aufgabe des Brieffortierens und Paketverpackens rasch ein. Auch seine Umgebung, die in der Hauptsache aus Subalternbeamten bestand, interessierte ihn bald maulerisch sehr: er entdeckte gerade unter diesen schlichten Leuten eine Fülle von Charakterköpfen, die ihn unwiderstehlich reizte, zum Zeichenstift zu greifen; und so ertrug er ein eines Tages ein blondbärtiger Postkammerdiener, wie er mit seinen Strichen sein Konterfei ins Stizzenbuch warf.

„Dho!“ sagte der wadere Schaffner verduht und betrachtete staunend sein wohlgetroffenes Ebenbild.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte der Maler lächelnd.

„Na ob!“ schmunzelte der Postmann, und wagte die Gegenfrage, ob man das Blatt wohl kriegen könne.

Sofort riß es der Maler heraus und reichte es ihm hin.

„Ne, so war's nicht gemeint!“ protestierte energisch der andere. „Zu will's Ihnen abtaufen natürlich. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Und das da?“ — er tippte dabei fast ehrfürchtig auf das Blatt — „ist besser, viel besser als eine Photographie.“

Der Maler lachte. „Was wollen Sie denn dafür anwenden?“ forschte er belustigt.

„Wenn es für eine Reichsmark zu haben wäre?“ sondierte der Blondbärtige vorichtig.

„Tupp!“ rief der Maler und strich vergnügt das unerwartete Honorar ein, während der Käufer sich eilig entfernte, um das kleine Kunstwerk einem Kollegen zur Ansicht zu unterbreiten.

Es dauerte kaum zwei Minuten, als dieser zu Klaus trat und anfragte, ob er ihn nicht auch zeichnen möchte.

Der Maler rückte sein neues Modell ins rechte Licht, und nach weiteren acht Minuten war das Bild fertig, das den Bestizhaber seines Erzeugers um zwei Mark verneigte.

Am Abend dieses Tages verließ Klaus glücklich das Postamt mit harem neun Mark Extraverdienst in der Tasche; und die folgenden Tage brachten ihm eine noch reichere Ernte ein. In jeder Arbeitspause wimmelte es von Modellen um ihn, die sich höchst geknackelt fühlten, von seiner Hand kunstgerecht aufs Papier gezaubert zu werden, und vor allem postlich zahlten. Am dritten Tage kam sogar ein Sekretär, der so entzückt von der zeichnerischen Leistung war, daß er auf dem Altare der Kunst statt einer Mark fünf opferte.

Klaus schwamm mit seiner jungen Frau, die ihm inzwischen einen kräftigen Jungen geschenkt hatte, im Mammon und ein behaglicher Wohlstand lebte bei ihnen ein, der Frau Sorge verschwehte.

Über nicht genug damit: am letzten Sonntag ließ ihn der Postdirektor in höchst eigener Person zu sich rufen und hat es Kuntels, den Klaus vermutet hatte, hielt er ihm eine begehrte Rede über sein Talent. Er sei ein begnadeter Porträtmaler, versicherte ihm der Postgewaltige, der zugleich ein feiner Kunstkenner war, und hat um die Ehre, von ihm gemalt zu werden. Gleich am Sonntag fand die erste Sitzung statt, die so glücklich verlief, daß der Herr Direktor ein Honorar von vierhundert Mark versprach und dem Künstler weitere Aufträge in sichere Aussicht stellte.

Jetzt geht Klaus mit der Absicht um, sein postliches Amt wieder aufzugeben. Er hat endlich sein wahres Talent entdeckt und der Landschaffsmaler für ewige Zeiten entlagt. Sein eigentliches Fach ist das Porträt; und wenn nicht alles läuft, werden wir ihn auf einer der nächsten großen Kunstausstellungen in diesem Großen als Meister bewundern können. So hat der Krieg auch für manchen sein Gutes und führt ihn durch Zufall von Irthümern zur Klarheit.

— Was ist unangenehm? Wenn man seiner geliebten Marie schwört, daß man nie eine andere geliebt, und sie dabei mit — „Leuerliche Helena“ antwortet.